

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Breitenbach hatte das Papier ergriffen, gab aber durch Kopfschütteln zu erkennen, daß er nichts darauf entdecken könne. Scheinbar im Bemühen, besseres Licht zu bekommen, trat er dann ein paar Schritte weiter an die Glastür heran, die nach dem Park hinausführte. Sobald er ihr aber mit ruhigen, scheinbar gleichgültigen Bewegungen ganz nahe gekommen war, verwandelte sich plötzlich sein Wesen. Er schleuderte das Papier mit jäher Gewalt beiseite, riß die Tür auf und stürzte hinaus.

Eine Sekunde lang waren alle vor Ueberraschung gelähmt. Bassow gewann aber gleich die Geistesgegenwart wieder und rief: „Kom nach, ihm nach! Er ist der Mörder!“

Jetzt kam rasches Leben auch in die übrigen. Während der eine Gendarm den Gefangenen, der hysterisch zugleich lachte und weinte, beim Arm packte, daß er nicht auch zu fliehen versuchte, rannte der Wachtmeister in den Park hinaus, während Bassow hinter ihm her schrie: „Sein Pferd stand gefaltet auf dem Hofe, als ich kam; auf ihm wird er fliehen wollen.“

Hinauseilend sah er, daß der Wachtmeister seiner Weisung folgte und sich nach links in das Haus wandte, um über den Flur auf den Hof zu gelangen. Laufend nahm Bassow denselben Weg; ein wenig langsamer, doch gleichfalls ungewohnt beweglich folgte der Staatsanwalt ihm nach.

In die Tür vom Schlosse zum Hof hinanstretend, sahen sie noch eben, wie der Gendarmwachtmeister, dessen Pferd gleichfalls gefaltet geblieben war, zum gegenüberliegenden Hoftor hinausprengte. Ein paar Sekunden lang hörten sie noch den eiligen Hufschlag auf der Landstraße, dann kam eine plötzliche Stille, in die nur die Schläge der Dreschmaschine gleichmäßig und friedlich hineintönten.

Sie standen, schwiegen und horchten. Und nun kam durch die ruhige Luft ein Ton, der sie zusammenschrecken ließ, — der Klang von zwei rasch aufeinander folgenden Schüssen. Dann war es wieder still, bis der Laut eiliger Hufe neu erwachte, näher kam und sich verstärkte. . . Und jetzt erschien auch die Gestalt des Gendarmen wieder im Hoftor, der auf sie zugaloppierte, und dem sie nun entgegeneilten.

„Was hat es gegeben? Was ist passiert?“

„Ich habe ihn vom Gaul heruntergeschossen, — es war Notwehr, Herr Staatsanwalt. Wie er bemerkt hat, daß ich mit meinem guten Pferd ihm nähergekommen bin, da hat er sich umgewandt und hat auf mich geschossen. Die Kugel ist ganz nahe an meinem Kopfe vorbeigeschlagen. Aber da habe ich auch meinen Revolver herausgerissen und habe ihn mir heruntergeholt.“

„Und jetzt, — wo ist er?“

„Auf der Landstraße liegt er in seinem Blute. Wir müssen eine Bahre haben, um ihn hereinzubringen.“

„Ist er tot?“

„Nein, — aber —“

„Aber was?“

„Ich glaube, er hat genug.“

Einem Augenblick schwiegen alle. Dann sagte Bassow sehr ernst: „Wir wollen es ihm wünschen. Dieser Tod wäre besser als ein anderer.“

14. Kapitel.

Man hatte den Verwundeten, Bewußtlosen auf einer Bahre in sein Schlafzimmer getragen, an dessen Tür der eine der Gendarmen Wache hielt, obwohl jede Möglichkeit einer Flucht ausgeschlossen erschien. Der Kammerdiener Breitenbachs und eine auf Linzin alt gewordene Beschließerin waren um ihn bemüht, nachdem der Staatsanwalt und Bassow die nächsten Maßregeln persönlich angeordnet hatten. Jetzt saßen sie einander gegenüber in dem Zimmer, wo vor kurzem das dann so plötzlich unterbrochene Verhör stattgefunden hatte, und warteten auf das Erscheinen des Kreisphysikus, an den sogleich telephonierte worden war.

Bassow berichtete ausführlich über das Erwachen seines ersten Verdachtes gegen Breitenbach, über den geheimnisvollen Ton, der bei dem Unfall des Knaben von der Mordstelle am toten See nach Garchim hinübergedrungen war und so den Weg zur Ermittlung der Wahrheit gewiesen hatte, über die spätere Nachforschung in Berlin und Rostock. Der Staatsanwalt hörte aufmerksam, aber ein wenig ärgerlich zu, weil die Ueberführung des Verbrechers ihm selbst nicht gelungen war, und sagte schließlich: „Einen Vorwurf kann ich Ihnen doch nicht ersparen, Herr Baron; Sie hätten dem Gerichte schon weit eher von Ihren Wahrnehmungen Mitteilung machen müssen.“

„Mag sein, Herr Staatsanwalt. Aber es gab da besondere Umstände, über die ich mich nicht näher äußern möchte, die mir's erwünscht machten, persönlich den Verbrecher zu ermitteln.“

„Ja, dieser Breitenbach! Ich muß Ihnen sagen, imponieren tut er mir nachträglich doch in gewisser Weise. Wenn ich bedenke, mit welcher lächelnden Ruhe dieser Mann hier die Aufschlüsse über seine Vergangenheit anhörte, die ja nun auch wohl sicher als richtig angesehen werden müssen, wie er es mit anschaute, daß die Schlinge um ihn fester und fester angezogen wurde, da muß ich doch sagen: alle Achtung!“

„Soweit man Achtung haben kann vor solch modernem Herrn und Uebermenschen, der beiseite sitzt und niederschlägt, was ihm in den Weg tritt, — gewiß.“

Eine Weile schwiegen sie, dann erläuterte der Staatsanwalt noch, wie der merkwürdige Zufall sich erkläre, daß der Verhaftete ähnliche Abzüge unter seinen Stiefeln getragen habe wie Breitenbach. Er habe seinem Herrn das bereits in der Reit abgesehen und nachgeahmt, als er noch

Diener bei ihm gewesen sei, und habe auch später in Amerika beibehalten, was er einmal als praktisch erkannt hatte. Nachdem alles dies erzählt worden war, begannen die Herren von anderen, gleichgültigen Dingen zu sprechen. Langsam rannen ihnen die Minuten hin, bis ein Diener endlich das Kommen des Kreisphysikus meldete. Die Herren würbe er nachher begrüßen, er sei gleich zu dem Verwundeten gegangen.

Das Warten fing jetzt von neuem an, wieder verging eine halbe Stunde; dann öffnete sich die Thür, und der Kreisphysikus mit seinem freundlichen, weißhaarigen Kopf erschien.

„Wie steht's?“ fragten die beiden Wartenden zugleich.

„Schlecht, wenn er augenblicklich auch wieder bei Besinnung ist. Er wird sterben. Die Kugel hat ihm die Lunge durchbohrt. Was hier geschehen ist, müssen Sie mir später sagen, vorläufig muß ich den Herren zwei Bitten des Verwundeten übermitteln.“

„Was wünscht er?“ fragte der Staatsanwalt.

„Er hat mich ersucht, sofort seiner Braut Nachricht zu geben, damit sie zu ihm kommt. Hier scheint ein weicher Punkt in der harten Seele, die sich mir eben enthüllt hat. Ich habe das telegraphisch gleich besorgt. An die Herren aber läßt er die Bitte richten, daß der auch mir noch nicht bekannte Vorgang seiner Verwundung seiner Braut als Unfall dargestellt wird.“

Einen Augenblick überlegte der Staatsanwalt, um dann zu sagen: „Ich denke, daß ich das verantworten kann.“

„Ich bin unbedingt einverstanden,“ erklärte Bassow mit herzlicher Lebhaftigkeit.

„Es wird gut sein, ihm zu willfahren, auch in Ihrem eigenen Interesse. An die Erfüllung dieser ersten Bitte knüpft er nämlich eine zweite. Wenn seiner Braut die wahren Vorfälle verschwiegen werden, — aber nur unter dieser Bedingung — bittet er die Herren, zu ihm zu kommen. Er will Ihnen dann die volle Wahrheit sagen.“

„Die Wahrheit, — uns? Das wundert mich.“

„Es ist nicht so wunderbar, Herr Staatsanwalt. Er weiß, daß er sterben muß.“

„Er weiß es?“

„Ja, — ich habe es ihm gesagt.“

„Ah!“

„Auf seinen eigenen, bestimmten Wunsch natürlich nur. Er hat mir das Ehrenwort abgenommen, daß ich ihm volle Klarheit über seinen Zustand geben sollte, und so habe ich ihm sagen müssen, daß er höchstens noch ein paar Stunden zu leben hat.“

„Wie hat er es aufgenommen?“

„Bewundernswürdig ruhig. Erst hat er geschwiegen, dann leise vor sich hingesagt: „Also verspielt.“ Und eine Weile darauf: „Nun können sie's wissen.“ Zuletzt hat er mir den Auftrag gegeben, den ich den Herren bereits übermittelt habe.“

„Wir wollen keine Zeit verlieren,“ sagte der Staatsanwalt. „Lassen Sie uns zu ihm gehen.“

Der Kreisphysikus machte eine zustimmende Bewegung und schritt voran. Das Krankenzimmer, vor dessen Thür der wachhaltende Gendarm stand, lag am selben Korridor nach dem Gutshofe hinaus. Der Arzt betrat als Erster das Gemach, die beiden anderen folgten. Die alte Beschleiferin, die am Bette des Verwundeten gesessen hatte, ging auf einen Wink des Kreisphysikus hinaus; nun waren sie allein mit dem Sterbenden.

Jetzt endlich war von seinem Gesicht das maskenhaft starre Lächeln gewichen, matt waren die Züge zusammengefallen. Er hatte die Augen geschlossen gehabt, öffnete sie aber jetzt; sie waren halb schon erloschen und blickten wie durch einen Schleier. Mit leiser Stimme begann er mühsam zu sprechen.

„Ganz nahe kommen, — können sonst nichts verstehen. Muß es kurz machen, — habe nicht Zeit. Wer sollen wissen, wer und was dieser Breitenbach war. Kein schwarzer Verbrecher, — für den Pitaval nicht zu gebrauchen, Herr Staatsanwalt. Hinauf habe ich gewollt auf die Höhe, — das war's.“

Langsam, in Absätzen kamen die Worte hervor. Als er jetzt infolge der Anstrengung für einen Moment ganz verstummte, schob ihm der Arzt ein Stückchen Eis in den Mund. Nach einer Weile begann er dann von neuem.

„Gut war heruntergewirtschaftet, — zu Hause Misere kennen gelernt — wollte aus ihr heraus — hab's fertig gebracht!“

Ein kurzes Lächeln der Zufriedenheit umzudte seinen Mund und ließ einen leisen, stolzen Glanz auf dem grünlich bleichen Gesicht zurück.

„Nicht mir genossen, — auch gearbeitet — wie ein Pferd. Gut kam in die Höhe — war auf dem besten Wege. Da kam Hagelschlag — Missernte, — brauchte Geld, — eine große Summe. Damals die Geschichte passiert — mit dem alten Fräulein. Lieh mir das Geld von ihr, — war in mich verliebt, — auch was vorgegeschwindelt von Heiraten, — nie daran gedacht. — Hat mir das Geld aufgedrängt ohne Schuldschein, — hab's ihr später wiedergeben wollen, — hätte bewußten Brief sonst wohl besser vernichtet. — Aber zweite Missernte, — ärger als die vorige. — Ich verklagte mich, — hab' den Eid geschworen, daß ich ihr nichts schuldet.“

„Schonen Sie sich, ruhen Sie einen Augenblick,“ mahnte der Arzt, und röchelnde Laute aus der verwundeten Brust unterstützten seine Mahnung. Aber Breitenbach bewegte abwehrend ungeduldig die Hand und fuhr nach ganz kurzer Unterbrechung fort:

„Keine Zeit mehr, Doktor — ich fühl's. Bin fortgegangen von dort — Lünzin gekauft. — Ist mir gut gegangen — auf dem Wege zur Höhe. Wollte auch gut machen — soweit ich konnte. — Bei ihr unmöglich — aber Testament gemacht in meinem Schreibtisch — dreimal die Summe von damals — für milde Stiftung. — Tand auch das Mädchen, das ich liebte — wäre Bekrönung meines Lebens gewesen. — Ist anders gekommen — Bassow hat sich auch in sie verliebt. Wollte seine Frau verlassen — sie heiraten. — Gerade damals der Höhenleitner zurückgekommen — in Szene, die der Kerl mir machte, auch noch der Bassow hereingeplatzt — alles gehört — auch vom Meineid. Hat ihn gefreut — hat ihn gefreut! Meinte Mittel zu haben — daß ich zurücktreten mußte — von Werbung zurücktreten. Zuerst still gewesen, ganz still. Aber im Geheimen gehorcht — spioniert — weiß es von ihm selbst — wollte Beweismaterial — mich unmöglich zu machen! Ich — Doktor geben Sie mir noch ein Stückchen Eis — die Zunge wird mir so trocken.“

Der Arzt willfahrte ihm, und nach einer Pause vermochte Breitenbach weiter zu sprechen. Aber seine Stimme war noch höhler und schwächer geworden.

„In einer Gesellschaft war's — nach Tisch — er hatte getrunken. Da zuerst herausgekommen mit seinen Gedanken — lächelnd, scheinbar im Scherz. War eine Drohung — hab's gefühlt. Hat mir keine Ruhe gelassen — wollte wissen, was er vorhatte. War damals nach Kostod gefahren — wußte, daß er in Berlin war. Habe ihm telephonierte — unter einem Vorwand — sollte mich treffen auf der Heimfahrt. Ist auch gekommen. Coups noch andere Leute — konnten nicht reden. Erst auf dem Wege nachher — hab' ich ihn ausgehört. War wie ich — wenn ein Weib in Frage stand. Sah, daß er keine Rücksicht üben würde — mich ins Zuchthaus bringen. Haben geredet, gestritten — immer mehr in Wut. Er drohte mir — drohte mit offenem Wort — da hat mich's gepackt — habe mich auf ihn gestürzt — habe ihn erwürgt mit diesen Händen.“

Zudend bewegten sich seine Finger, ein ferner Abglanz wider Blut kam noch einmal in seine brechenden Augen.

„Ein Mensch war uns begegnet — ist hinterher verhaftet worden. Sahen mir besser, wenn Leiche nicht auf meinem Grund und Boden. Habe ihn auf den Rücken genommen — in sein Zimmer geschleppt. Wußte, der Park war verschlossen und leer — um diese Zeit. Schlüssel zur Thür steckte in seiner Tasche — nahm ihn heraus, öffnete. Lieh die Thür angelehnt — brauchte hinterher nur zuzuziehen. Niemand hat mich gesehen. Aber zuerst im Dunkeln ins Zimmer — Papiere vom Schreibtisch herunter — hat mich verraten. Nicht gemacht — Sachen weggenommen — Raubmord. Mit Tischdecke Teppich abgewischt — keine Fußspuren — Sachen hineingewickelt — in toten See. So ist's gewesen — ich kann nicht mehr.“

Er schwieg und schloß die Augen. Mehr und mehr zeigten sich die Boten des nahenden Todes auf seinem Gesicht. Eine tiefe, lastende Stille trat ein, in der man die aufgeregten Atemzüge der drei Männer und Breitenbachs Röcheln doppelt laut vernahm. Der Arzt beugte sich nieder und versuchte, dem Verwundeten eine bessere Lage zu geben. Sonst rührte sich keiner. Sie standen und warteten auf den Tod.

In der noch sonnenvergoldeten Dämmerung desselben Tages wandelte Bassow im Park von Gardin neben der Baronin langsam auf und ab. Sie hatten lange und lebhaft

gesprochen; Bassow hatte ausführlich berichtet, was er in den letzten Tagen und Stunden versucht und erlebt hatte. Jetzt waren die beiden verstummt und gingen eine Weile still nebeneinander hin. Endlich sagte die Baronin: „So ist nun dies Dunkle fort aus meinem Leben. Und Ihnen habe ich dafür zu danken. Ich habe ja selbst auch versucht, etwas zu erreichen, und wenn ich hierblieb, wenn ich Breitenbachs Nähe suchte und immer wieder mit ihm sprach, ihn ausforschte, so geschah es ja nur, weil ich hoffte, daß er sich doch schließlich einmal durch ein unbedachtes Wort verraten und mir einen Beweis in die Hände geben sollte. Diese Hoffnung hat mich damals auch so verwandelt, so heiter und froh gemacht. Erreicht habe ich selbst mein Ziel ja freilich nicht. Ihrer Umsicht, Ihrem Eifer, Ihrer unermüdblichen Tätigkeit —“

Er lehnte den Dank mit einer leichten Handbewegung ab und entgegnete lächelnd: „Ach nein, Baronin, das alles hat mir nicht geholfen. Was mich endlich zum Ziel geführt hat, war etwas anderes. Man kann es einen glücklichen Zufall nennen, für mich selbst aber heißt es anders.“

„Und wie nennen Sie's?“

„Mein Gefühl für Sie!“

Er wartete einen Augenblick auf eine Antwort von ihr, doch da die Baronin ihren Kopf nur tief herabsenkte und still zu Boden blickte, begann er von neuem: „Ohne dies Gefühl, das mich trieb, wäre ich wohl nie darauf gekommen, die Zeichnung wieder hervorzuholen, die des Rätsels Lösung barg. Aber ich war so voll von Reue und von dem Wunsche, wieder gut zu machen, Ihnen eine Freude zu bereiten, — und wenn ich daran dachte, den zerstörten Pavillon wieder aufzubauen, so war es mir eigentlich nur ein Symbol für Ihr ganzes Leben, das ich wieder aufzubauen und glücklich und froh zu machen wünschte.“

Sie sah nicht auf ihn, sondern immer noch auf den Erdboden zu ihren Füßen, wo einzelne gelbe Lindenblätter den kommenden Herbst ankündigten, und sagte mit unsicherer Stimme: „Sprechen Sie nicht mehr davon. Sie haben es zehnmal wieder gut gemacht, wenn Sie mir unrecht getan haben.“

„O nein! Sie wissen ja gar nicht, wie voll ich war von Zorn und Mißtrauen gegen Sie. Wie ich am Abend nach der Beisehung meines Vaters hier im Park umhergelaufen bin und gegen Sie die Fäuste geballt und gerufen habe: Hüte dich vor mir! — Ach“ — er schüttelte mit einem besonderen Lächeln den Kopf — „ich erschien mir sehr tugendhaft und groß in meinem Räderamt. Und ich hätte mir selber doch nur immer wieder sagen sollen: Hüte dich vor ihr!“

Sie antwortete auch jetzt nicht gleich. Es war für einen Augenblick so still, daß man das leise Knistern der abgefallenen Blätter auf dem Boden vernahm, wenn ihr Kleid sie streifte. Dann aber senkte sie den Kopf noch ein wenig tiefer und sagte ganz leise: „Vielleicht haben Sie doch recht gehabt.“

„Recht — worin?“

„Daß ich mich vor Ihnen hüten sollte.“

„Baronin, wie darf ich das verstehen?“

„Ach, fragen Sie mich nicht weiter. Ich habe schon zu viel gesagt. Ich weiß ja selbst nicht, wie es gekommen ist —“

„Was denn? Was denn? Darf ich es glauben, hoffen, daß ich etwas bedeute für Sie, für Ihr Leben?“

Nun blieb sie plötzlich stehen und hob den Kopf mit einer stolzen Bewegung. „Ich habe Sie kennen gelernt, Sie sind ein Mann, der die Wahrheit liebt. Auch ich habe das Bedürfnis, wahr zu sein. Mögen Sie es denn wissen: ja, ich habe Sie liebgewonnen in diesen schweren Wochen. Vielleicht war es mit, — ich habe häufig darüber nachgedacht, — weil Sie sich so fern von mir hielten. Weil wir unter einem Dache wohnten und doch Fremde und Feinde schienen. Meine Gedanken suchten Sie, weil ich Sie nicht sah. Wir Frauen sind ja darin schwach: es lockt uns, wer uns zu verschmähnen scheint. Vielleicht — ach, es ist eigentlich töricht, ein Gefühl zergliedern zu wollen, das über uns kommt wie ein Schicksal!“

Nun war auch er verstummt; eine gewaltige Bewegung erstickte ihm die Worte. Dann trat er nahe zu ihr heran, legte die Hände sanft auf ihre Schultern und küßte sie mit ehrfurchtsvoller Bewegung auf die Stirn.

„Daß dies Schicksal zum Glück für dich wird — dafür laß mich sorgen. Zum Glück für dich und für mich.“

Die Notflüge.

Skizze von Walter Kaufmann

(Nachdruck verboten.)

Freds Angehörige wußten, daß es mit seinem Leben zu Ende ging. Und doch taten sie dem Kranken gegenüber so, als ob der beginnende Frühling auch ihm neues Leben einhauchen werde. Das ist immer so, wenn ein in der Vollkraft seiner Jahre stehender Mensch dahingerafft wird. Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Das ganze Sinnen und Trachten des Kranken war auf die Zukunft gerichtet. Mehr als in der letzten Zeit sprach er in diesen Tagen, da die Sonne so verführerisch durch das Fenster der Krankenstube lachte, von seinen Plänen und Wünschen.

„Wenn Friedel kommt,“ meinte er, „will ich ihr alles selbst sagen. Es wird in der Tat noch alles gut werden.“

Aber Friedel kam nicht mehr, würde nie mehr kommen. Sie war ein junges lebenslustiges Ding von kaum 20 Jahren. Sollte sie sich an ein zu Ende gehendes Menschenleben ketten?

Als die Krankheit Freds sich nun jahrelang hinzog und Aussicht auf Besserung nicht zu erwarten war, hatten ihre Angehörigen sie darauf aufmerksam gemacht, daß es ein Verbrechen an der eigenen Jugend sei, wenn sie sich weiter an den Kranken Fred hängen würde. Man war auf Weinkrämpfe und Szenen gefaßt und fand doch nur ein junges Mädchen, das den Dingen mit kaltem Blute entgegen sah. Sollte sie Fred nie geliebt haben?

Auf die unausgesprochene Frage hatte Friedel keine Antwort gegeben. Sie wollte die anderen nicht in ihr Inneres sehen lassen, wollte niemand zeigen, daß sie sich eigentlich noch nie so recht zu dem Manne hingezogen gefühlt hatte, der jetzt dem Tode entgegen ging. Sie hatte ihn gern, wie junge Mädchen eben öfters einen anderen Geschlechtsgegnen gern haben, der geistvoll und zugleich wichtig ist. Aber Liebe, richtige Liebe empfand sie nicht für ihn. Sie hatte schon längst das Verhältnis lösen wollen, es aber in ihrer Geradheitsliebe nie dahin gebracht, offen zu erklären, wie es um sie stand. Sie vertraute der Zukunft, die schon vom selbst einen Ausweg finden lassen würde.

Wie die Zukunft sich gestaltete?

Fred wurde krank, unheilbar krank. Das gab ihr einen Anhaltspunkt, dem Verhältnis — das nach ihrer Meinung doch nie einen glücklichen Ausgang verbiirgt hätte — ein Ende zu bereiten. Was sie nicht erwartet hatte, trat ein. Freds Mutter — der Vater war schon vor einigen Jahren gestorben — war keineswegs überrascht, daß sie von ihrem Sohne lassen würde. Sie verstand es ja nur zu deutlich, daß die Jugend Freude und Fröhlichkeit suchte. Und doch hatte sie oft im Geheimen erwartet, daß Friedel sich mehr um den Kranken gekümmert hätte. Sie wußte, wie der Sohn das Mädchen abgöttisch liebte, wußte, daß er es kaum verwinden würde, wenn sie ihm von der Abkehr der Geliebten Mitteilung machte.

Aber sie sagte nichts. Sie konnte Friedel ja nicht zwingen, weiter zu dem Manne zu halten, der stets in dem Glauben gewesen war, eine treue und ergebene Braut zu besitzen.

„War Friedel noch nicht da, Mutter?“ fragte der Kranke jeden Tag.

„Nein, mein Sohn. Sie ist verreist und wird erst in einigen Wochen wiederkommen.“

Die Mutter vermeinte, der Sohn müßte ihr an den Augen ablesen, daß sie die Unwahrheit sprach. Aber er war zufrieden mit der Antwort. Er war von der Unhänglichkeit des Mädchens überzeugt und wartete. Wartete mit einer Geduld, die in Erstaunen setzte.

Die Tage schwanden und die Wochen. Friedel kam noch immer nicht.

Die Mutter sah am Bett und tat, was sie als Krankenpflegerin nur tun konnte. In seinen Fieberträumen war Fred immer mit seiner Friedel zusammen.

Die Mutter laufte.

„Friedel, du meine einzige süße Friedel du, gehe nicht von mir. Ich bitte dich so herzlich darum.“

Der Kranke warf sich auf seinem Lager herum und seufzte tief.

„Ich habe dich ja so unjagbar lieb, so lieb aus übervollem Herzen.“

Und als Friedel nicht kam, auch auf Bitten der armen Mutter nicht ein einziges Mal kommen wollte, da wurde der Kranke noch unruhiger. Seine Fieberträume mehrten sich. Je weniger festen Schlaf er aber bekam, um so mehr nahmen seine nur noch geringen Kräfte ab.

Die Mutter verfolgte alle diese Vorgänge mit Besorgnis. Am nächsten Mittag legte sie Blumen auf die Bettdecke des Krankenlagers. Fred schlief gerade. „Wenn er erwacht,“ dachte die Mutter, „und er sieht die friedlichen Kinder Floras, wird er sich denken können, wer sie ihm gesandt hat.“ Sie seufzte.

„Mutter, Mutter,“ rief Fred später, „wer sandte mir diese himmlischen Blumen?“

„Friedel, mein Junge. Sie wird nun ja bald selbst kommen.“

„Wirklich, Mutter?“

Ein glückliches Lächeln huschte über das Gesicht des Kranken. —

Das selbe Gespräch wiederholte sich in den nächsten Tagen regelmäßig. Fred bekam Blumen, er fragte, von wem sie kämen,

die Mutter sagte immer „von Friedel“. Da aber wurde eines Tages der Kranke ernst.

„Mutter, hat Friedel soviel zu tun, daß sie gar nicht einmal heraufkommen kann? Warum sendet sie mir nicht meine Lieblingsblumen, weißen Nieser?“

Die Mutter erschraf. Was sollte sie darauf antworten. „Sie ist doch verreckt.“ sagte sie schnell. Da sie aber den Blick des Kranken auf die Blumen gerichtet sah, empfand sie das unlogische ihrer Antwort und setzte deshalb schnell die Worte hinzu: „Die Blumen hat sie hier schriftlich bei einem Gärtner bestellt.“

Als sich Fred hiermit zufrieden zu geben schien und den Kopf ruhig in die Kissen drückte, mußte die Mutter hinauseilen. In großer Menge rollten ihr die Tränen über die eingefallenen Wangen. Sie schaute sich vor sich selbst ob der Nollüge, die sie nun täglich gebrauchte.

Nach in Fred ging eine seltsame Veränderung vor. Bisher hatte er die Blumen immer für einen Lieblingsgruß seiner Friedel gehalten. Voller Jubel hatte er daher die duftenden Blüten an seine Lippen gedrückt. Jetzt hatte er erkannt, wer ihm in Wirklichkeit die Blumen brachte: die liebe Mutter, die ihm den Kummer ersparen wollte, den der Zurücktritt Friedels ihm bereiten würde. Denn das eine war ihm nun so klar geworden, daß Friedel sich von ihm losgesagt hatte. Gewiß war das eine bittere Erkenntnis, aber er war auch noch der mitfühlende Mensch, der sich eingestand, daß es anders gar nicht sein könnte. Wohl hätte er sich, seiner Mutter von dieser gemachten Entdeckung Mitteilung zu machen. Brachte sie ihm Blumen, so freute er sich, wie er sich ehemals gefreut. —

Das Ende kam überraschend schnell. Als eines Tages die Mutter ihm gerade frischen Nieser in die Hände gedrückt hatte, erfaßte der Kranke in einem plötzlichen Impulse die Hände der Mutter und drückte einen Kuß darauf, dann sank sein Kopf zurück in die Kissen.

Die Mutter mußte ihrem Sohne die Augen zudrücken. Nur dem Gesichte des Toten lag ein freudiger Schimmer.

„Er ist mit dem Gedanken hinübergeglitten in das andere Reich, daß ihm seine Friedel die Treue bewahrt hat.“

So dachte die nun recht unglückliche Mutter.

Hätte sie gewußt, daß der Kranke selig entschlafen war in dem Bewußtsein, eine so treue und aufopferungsvolle Mutter zu besitzen, die er so frühzeitig verlassen mußte, so wäre ihr das gewiß eine frohe Bemütigung gewesen, aber eine bittere Enttäuschung.

Büchertisch.

— Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Fritz Burger, München, in Verbindung mit den Universitätsprofessoren Dr. Brückmann-Karlsruhe, Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Grisebach, Herfeld, Hildebrandt und Muff-Berlin, Jansen-Halle, Diez und Neuwirth-Wien, Binder-Larnstadt, Graf Rhythim-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-Berlin, Wittlich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit ca. 5000 Abbildungen. In Lieferungen zum Subskriptionspreise à M. 1,50. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg.) Lieferung 20. Burger, Deutsche Malerei der Renaissance. Heft 8. Dies ist tatsächlich das Universalhandbuch, das zum ersten Male eine Uebersicht über das gesamte Gebiet kunstgeschichtlichen Forschens gestattet. Keineswegs sind nun in diesem großartigen Werke allein mit Bienenfleiß Ergebnisse auf Ergebnisse gebucht und registriert, sondern die ganze Materie ist subjektiv durchdrungen, geformt und wird meisterhaft mit unaufrichtigem, feinfühligem pädagogischem Verständnis frei von jeder Einseitigkeit bornierten Forscher-Selbstbewußtseins vorgetragen. Der Leser vermag die Ergebnisse fast selbst nachzuprüfen; denn das Werk bringt die Objekte, die im Mittelpunkt der Abhandlungen stehen, in so zahlreichen Wiedergaben, daß man sich nicht entsinnen kann, einen so ungeheuren Schatz wertvoller, schöner Abbildungen besammeln gesehen zu haben. Dabei herrscht eine Ordnung im Chaos, die nicht nur äußerlich ist, sondern die geistvollste Durchdringung der sprödesten Stoffe verrät. Burger, der verdienstvolle Herausgeber des Handbuchs, hat in der vorliegenden Lieferung das 8. Heft seiner großen Abhandlung über deutsche Malerei erscheinen lassen. Er beschäftigt sich darin mit einem ebenso interessanten wie vielumstrittenen Gebiete, mit der Malerei von Tirol und Boralberg.

— Künftige Weiterarbeit auf allen Gebieten der Musik bewiesen abermals „Breitkopf & Härtels Mitteilungen“, von denen jodien Nr. 118 erschienen ist. An der Spitze dieser Nummer wird eine neue instruktive Ausgabe von Joh. Seb. Bachs Klavierwerken angekündigt, für die Ferruccio Busoni als Herausgeber und Egon Petri als Mitarbeiter gewonnen sind. Wohl im Hinblick auf Busonis 50. Geburtstag (1. April 1916) veranstaltet die Verlagsabteilung noch eine besondere Gesamtausgabe, indem sie alle seine in 25-jähriger Arbeit entstandenen Bach-Arbeiten in 6 Bänden darbietet. Ferner wird H. Filders Deutsches Volksliederbuch angekündigt. Das Werk, dessen Bindung der Kaiser angekauft hat, vereinigt 16 deutsche Volkslieder aus „Des Knaben Wunderhorn“, die in ihrer Gesamtheit ein Abbild deutschen Wesens geben. In deutschen Kriegs- und Soldatenliedern und mit neuem,

zeitgemäßem Text versehenen geistlichen Gesängen gefellen sich allerlei billige Ausgaben der Volksausgabe Breitkopf & Härtel, in die jetzt auch ein Franz Abt-Album mit 16 seiner beliebtesten einstimmigen Lieder und zwei Gustav Merkel-Klavieralben aufgenommen sind. Wichtig ist auch die angekündigte Volksausgabe von Rich. Wagners einstimmigen Liedern, darunter neun bisher unbekannte.

— Bong's illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild“. 63.—65. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— Der Geburten-Anschleich nach diesem Kriege. Das Geleit auf den selbstgewollten Knaben. Friedrich Robert. Verlag für Bevölkerungsfragen, Berlin W. 35. Preis 50 Pf.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Es werden noch immer, besonders in letzter Zeit, wo die Steigerung der Fleischpreise mancher Hausfrau Herz neu beschwert, viele Klagen laut über die Knappheit des täglichen Brotes. Wir möchten deshalb auch an dieser Stelle aufs dringendste empfehlen, kein frisches Brot zu verbrauchen. Je älter das Brot ist, desto mehr gibt es für uns aus, desto bekömmlicher ist es auch. Eine gute sparsame Hausfrau sorgt stets für einen Vorrat von mehreren Broten, der so zu ordnen ist, daß das früher gebadene zuerst verbraucht wird. In einem geregelten und sorgfältig geführten Haushalt darf es keinerlei Schwierigkeiten machen, das Brot wenigstens fünf Tage alt werden zu lassen, bevor es angeschnitten wird.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Fleischbrühsuppe mit Sago, gelochtes Ochsenfleisch, Wirsinggemüse, Kartoffelschnee.
- Montag: Suppe von der übrigen Fleischbrühe mit Gerste, Schwarzwurzeln mit Möschen, Salzkartoffeln.
- Dienstag: Weißkrautsuppe, Reisbrei, gelochtes Pörrschaf.
- Mittwoch: Bohnensuppe, Rotkraut ohne Fett gelocht,*) Kartoffelbrei.
- Donnerstag: Suppe von Suppenwürfeln, Krauskohlgemüse, Kaffianen, Salzkartoffeln.
- Freitag: Haserlodenuppe, Fisch (vom städtischen Fischmarkt) in der Düte gelocht, Seisfante, Kartoffeln.
- Samstag: Eine kräftige Kartoffelsuppe mit Zwiebeln, nach Belieben rohes Obst.

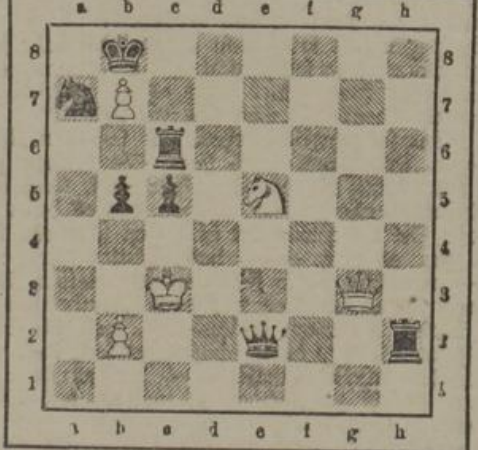
Kochanweisungen.

Das Rotkraut, wie üblich vorbereitet, wird mit etwas Wasser, ohne Fett, auf Feuer geleht, mit Salz, Essig, Zucker und reichlich Pfeffer versehen, also mehr Aepfel als man gewöhnlich nimmt. Ist das Rotkraut fast gar gelocht, so werden 1—2 rohe Kartoffeln darüber gerieben und dies zusammen noch etwas kochen lassen. Auf diese Weise läßt sich auch von Weißkraut bayerisches Kraut kochen. Beides kann sehr empfohlen werden, es wird niemand das Fett vermissen.

*) Siehe Kochanweisung.

Schach-Aufgabe.

Von H. Brede.



Weiß setzt mit dem fünften Zuge Matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bitatensrätsels in voriger Nummer: Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.